

Kritik in Kürze

Samt und Seide

Wie zweieieiige Zwillinge stehen sie, einladend auch zum Vergleich, auf einem parkähnlichen Grundstück nebeneinander: Haus Esters und Haus Lange, die Villen, die Ludwig Mies van der Rohe von 1928 bis 1930 für zwei Seidenfabrikanten in Krefeld gebaut hat. Spätestens seit das Kaiser-Wilhelm-Museum sie mit Wechselausstellungen bespielt, sind die verlinkerten Stahlbetonkonstruktionen angesehene Kunst-Orte. Wenig bekannt ist hingegen, dass der aus Aachen stammende Architekt mit dem Färberei- und Herrenfutterstoff-Gebäude (1931) für die Vereinigten Seidenwebereien AG (Verseidag) in Krefeld auch seinen einzigen Industriebau realisiert hat. Zwei Messeauftritte, Café „Samt & Seide“ für Berlin 1927 und „Deutsche Seide“ für Barcelona 1929, die er gemeinsam mit seiner Partnerin Lilly Reich gestaltete, verdanken sich dem gleichen Auftraggeber und bezeugen die visionäre Aufgeschlossenheit der großbürgerlichen Textilmagnaten gegenüber der Avantgardekunst. Ein Wohnhaus für Ulrich Lange, das Büro- und Versandgebäude der Verseidag sowie das Domizil für den Krefelder Golfclub sind dagegen nicht (mehr) ausgeführt worden. Die Kunsthistorikerin Christiane Lange, Urenkelin eines der Bauherren, zeichnet Entstehungsgeschichten und Entwurfsaufgaben der realisierten wie der unrealisierten Krefelder Projekte nach und lässt mittels Computervisualisierung etwas von der Eleganz des Clubhauses erfahren, die bis heute ihresgleichen sucht. Der ansprechend illustrierte Band führt die Forschungen zu Mies van der Rohe in Krefeld zusammen, ohne allerdings die Autorschaft des Haus Heusgen, die mit Mies in Verbindung gebracht wird, entschlüsseln zu können. (Christiane Lange: „Ludwig Mies van der Rohe. Architekt für die Seidenindustrie“. Nicolai Verlag, Berlin 2011, 208 S., Abb., geb. 39,95 €.)

Brot und Butter

Wer dieses Buch zur Hand nimmt, wird es bei der Lektüre immer wieder einmal beiseite legen. Für dreieinhalb Minuten vielleicht, für die Dauer eines Popsongs jedenfalls. Es geht eben nicht anders bei einem so schmalen Bändchen, das nicht weniger als die Geschichte des „Rock und Pop“, so der Titel, von Elvis bis Lady Gaga umreißt. Zwangsläufig wird da mehr aufgelistet als erzählt, und natürlich will der Leser dann beispielsweise den Song „Telstar“ der Tornado von 1962 hören, wenn er erfährt, dass dies der erste britische Nummer-1-Hit überhaupt in den Vereinigten Staaten war. Buch zur Seite, Youtube oder – wer sie zur Hand hat – Platte an, hören, staunen. Der Autor Peter Wicke ist Professor für Theorie und Geschichte der populären Musik in Berlin, und das merkt man seinen acht Kapiteln zum Glück auch an. Sachlich und präzise gibt er eine Einführung in die Entwicklung der Popmusik seit den fünfziger Jahren, wobei der jeweilige gesellschaftliche Kontext in den Mittelpunkt gestellt wird. Phänomene wie Elvis schildert Wicke nicht in schillernden Farben, sondern umreißt kurz, warum die Zeit reif war für einen Sänger wie ihn, dessen Auftritt in seiner Show Ed Sullivan 1956 mit dem Versprechen ankündigte, Presley nur von der Hüfte an aufwärts zu zeigen. Vertiefend wird man an anderer Stelle weiterlesen müssen. Doch für einen Einstieg in die Geschichte des Pop, verbunden mit kleinen Hör-Pausen – allein schon für die Wiederentdeckung des Newbeat-Hits „Bread and Butter“ haben sie sich gelohnt – ist es gerade richtig. (Peter Wicke: „Rock und Pop“. Von Elvis Presley bis Lady Gaga. Verlag C.H. Beck, München 2011. 123 S., br., 8,95 €.)

Literatur

Der verhaltene Liebreiz japanischer Verhüllungskunst

Auf Retro-Suche nach der verlorenen Zeit: Der Manesse Verlag veröffentlicht zwei in Vergessenheit geratene Essays des japanischen Schriftstellers Tanizaki Junichirō.

Mit seinem 1933 erschienenen Essay „Lob des Schattens“, der die Kultur des Dämmerlichts und der sprechenden Zwischenräume in Japan beschwor, hat Tanizaki Junichirō einen berühmten Entwurf einer japanischen Ästhetik geschrieben. Zwei ebenfalls Anfang der dreißiger Jahre erschienene Essays hat nun der Manesse Verlag in kommentierten Übersetzungen erstmals ans Licht der deutschen Öffentlichkeit gebracht.

Der Schriftsteller und Modernisierungskritiker Tanizaki Junichirō (1886 bis 1965) hat sich in seinen der Kunst und der Weiblichkeit verpflichteten Erzählungen und Romanen auf ewige Schönheitssuche in zerrissenen Zeiten begeben. In den zwanziger und dreißiger Jahren schuf er daneben eine wenig beachtete Reihe brillanter Essays mit wohl dosierter Zeitkritik. Im Mittelpunkt des im Frühjahr 1933 publizierten „Lobs der Meisterschaft“ stehen

Neue Sachbücher



Spiegelisch statt Kristallkugel: Die Wirtschaftsweisen Beatrice Weder di Mauro, Christoph Schmidt, Lars Feld, Peter Bofinger und Wolfgang Franz blicken in die Zukunft. Foto dpa

Experten gibt es, damit man ihrem Rat nicht folgen muss

Je unabhängiger die fachliche Expertise, umso geringer die Chance ihrer Umsetzung: Ein Sammelband widmet sich Praktiken, Selbstverständnis und einigen überzeugenden Einschätzungen von wissenschaftlicher Politikberatung.

Endlich glaubte man die Lösung gefunden zu haben. Man brauchte Experten, die im Feld ihrer Expertise keine praktische Berufstätigkeit ausübten, und man brauchte ein zweistufiges Begutachtungsverfahren. Damit würden Gerichtsurteile nicht mehr reihenweise kassiert wegen der Befangenheit von Sachverständigen. Falls die von den Streitparteien vorgeschlagenen Experten widersprüchliche Gutachten erstellten, sollte der Richter einen Nicht-Praktiker als dritten Experten ernennen, der zusammen mit den beiden uneinigten Parteipersonen eine weitere Bestandsaufnahme vornehme. Gelangten die drei nun zu einem übereinstimmenden Ergebnis, sei ein gemeinsames Gutachten zu verfassen, falls nicht, gebe jeder einzeln seine Meinung ab. Um die Unabhängigkeit der Experten zu gewährleisten, sollte ihnen auch verboten sein, „irgendwelche Geschenke von den Parteien anzunehmen, oder zu dulden, dass diese ihre Spesen verüben“.

Diese Lösung ist keine Errungenschaft jüngerer Datums. Sie wurde von Juristen im Dienst Ludwigs XIV. ausgeheckt und fand ihren Niederschlag im „Code Louis“ von 1667, einem Reformdekret für das französische Zivilrecht. Bis dahin hatte man Gerichtsexperten vorwiegend aus den Handwerksberufen rekrutiert und sich damit das chronische Problem eingehandelt, dass ihre Gutachten, sobald mögliche Vergehen von Zutrittsgegnossen zur Verhandlung standen, der Vertuschung verdächtig wurden.

Der „Code Louis“ entpuppte sich als Scheinlösung. Er ersetzte die befängene Kompetenz der Handwerkerexperten durch die unbefangene Inkompetenz von Laienexperten, mit dem Effekt, dass die Mühlen der Justiz noch langsamer mahlen. 1690 folgte eine Reform der Reform, und die neue Lösung hieß offizielle Expertenämter. Kandidaten für die Ämter mussten unter anderem eine Eintrittsprüfung ablegen. Wurden sie gewählt, erhielten sie für jede Expertise eine fixe Vergütung, und die Gerichte wurden angehalten, nur noch Sachverständige aus ihren Reihen

zuzulassen. Das einzige Verfahren, das vom alten System übernommen wurde, war die Ernennung eines dritten Experten bei Uneinigkeit der beiden Parteigutachter. Damit glaubte man, die beiden Hauptkriterien einer erfolgreichen Expertentätigkeit – Kompetenz und Unabhängigkeit – institutionell abgesichert zu haben. Das neue System hatte Bestand, aber schon früh fiel Beobachtern auf, dass sich die Parteigutachter häufig widersprachen, und manch einer äußerte den Verdacht, im amtlichen Expertenmonopol herrsche ein durch Absprachen hergestellter Dissenskonsens zwecks kollektiver Einnahmesteigerung.

Die Suche nach sauberen Lösungen für Expertenprobleme ist ein traditionsreiches Geschäft, das von Optimisten betrieben wird und von der eigenen Fortschrittsresistenz lebt. Sieht man sich die Expertenindustrie unserer vermeintlichen Wissensgesellschaft an, könnte sogar der Eindruck aufkommen, die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts hätten sich mit Luxusproblemen herumgeschlagen.

Im Oskar-gekrönten Dokumentarfilm „Inside Job“ über die Hauptakteure der jüngsten Finanzkrise wird Frederic Mishkin, Professor an der Columbia-Universität und offizieller Berater der Regierung Bush, gefragt, wie er zwei Jahre vor dem Crash in einer Expertise für die Isländische Zentralbank zum Ergebnis gekommen sei, Island besitze „exzellente Institutionen“ und eine „starke Regulierungs- und Aufsichtsbehörde“. Mishkin murmelt etwas von Vertrauen in verfügbare Informationen, worauf die nächste Frage folgt: „Wie viel hat man ihnen für die Publikation bezahlt?“ Der Ökonom kann sich nicht erinnern, worauf der Film die Summe einblendet: 124 000 Dollar, überwiesen von der Isländischen Wirtschaftskammer. In der Expertise fehlt ein Hinweis auf den zahlenden Auftraggeber, und in Mishkins Publikationsverzeichnis hat sich irgendwann ein kleiner Druckfehler eingeschlichen: Aus „Financial Stability in Iceland“ wurde „Financial Instability in Iceland“.

Mishkin hat, wie der Film ebenfalls festhält, gegen keine Vorschriften verstoßen. Die meisten amerikanischen Spitzenuniversitäten verpflichten ihre Wirtschaftswissenschaftler nicht zur Offenlegung möglicher Interessenkonflikte. Ihre Laxheit entspricht einer Expertenkultur neoliberalen Zuschnitts, die deutlich auf akademisch dekorierte Kompetenz und wenig auf ökonomisch abgesicherte Unabhängigkeit setzt. Ihre Protagonisten haben sich aus der an sich wertvollen Einsicht, dass Unabhängigkeit eine relative und ideologisch verfängliche Größe sei, einen Freipass zur gewinnorientierten

Gutachtertätigkeit geschneidert. Fast alle in „Inside Job“ auftretenden Wirtschaftswissenschaftler haben als Professoren mehrere Millionen an Beraterhonoraren eingenommen, und weil sie ihre finanzkräftige Kundschaft auch zur Großzügigkeit gegenüber ihren offiziellen Arbeitgebern animierten, waren die Universitäten gerne bereit, bei Interessenkonflikten ein Auge zuzudrücken. Es ist also weniger die Gier von schwarzen Schafen als die Anreizstruktur der „unternehmerischen“ Universität, die den Wissenschaftsbetrieb korrumpiert.

In einem jüngst erschienenen Sammelband über „Wissenschaftliche Politikberatung“ betont der Volkswirt und ehemalige Vorsitzende der „Wirtschaftswissenschaftlichen Vereinigung“, Wolfgang Wiegand, es fruchte wenig, „an das ‚Ethos‘ oder die ‚gesellschaftliche Verantwortung‘ des einzelnen Wissenschaftlers zu appellieren“. Vielmehr sei davon auszugehen, „dass der im Beratungs- und Begutachtungsgeschäft tätige Ökonom ebenso eigennützige Ziele verfolgt, wie die ökonomische Theorie dies

se zur möglichen Ausgestaltung von Kombilöhnen. Der Umsetzungsgrad liegt exakt bei null.“

Wiegand misst hier die Unabhängigkeit von Experten an ihrer Einstellung zum Beratungsauftrag. Daneben benutzt er aber auch strukturelle Kriterien, indem er „interne“ von „externer“ sowie „institutionalisierte“ von „individueller Ad-hoc-Beratung“ unterscheidet. Seine Ausführungen hinterlassen den Eindruck, er stufe die politischen Einflussmöglichkeiten von Experten desto höher ein, je informeller und individueller sie berieten. Interessant wäre nun zu erfahren, ob Auftritte auf der institutionalisierten Beraterbühne als Sprungbrett für eine wirkungsvollere Lobbytätigkeit hinter den Kulissen dienen können. In Bezug auf die Wirtschaftswissenschaften: ob die symbolische Entschädigung für politisch belanglose Gutachten etwa telefonische Konsultationen des Kanzleramts sind, bevor Frau Merkel auf Europareisereisen geht. Darüber schweigt sich Wiegand allerdings aus.

Andere Autoren des Bandes gehen noch einen Schritt weiter. Der Bildungsforscher Hans Merks hält die Beratungsfunktion offizieller Experten bestenfalls für zweitrangig. Ihre primäre Aufgabe sei, Legitimität herzustellen: „Das ist eine Funktion, die sie sich selbst nicht zuschreiben, die ihnen aber von denjenigen abverlangt wird, die sie beraten.“ Allfällige Expertenhonoreare könnten demnach als Schmiergeld für unfreiwillige Propagandadienste abgebucht werden.

Wolfgang Streeck, einer der derzeit interessantesten Interpreten der Finanzkrise, setzt sich mit einer Expertenspezies auseinander, deren politische Vitalität auf empirischer Untauglichkeit beruhe: wirtschaftswissenschaftliche Wetterfrösche. Munitioniert mit Keynes-Zitaten, stellt Streeck die Konjunkturforschung als falschen, aber wirkmächtigen Zauber dar. Konjunkturforscher erscheinen als Hightech-Kaffeeforscher, die Politiker und Wirtschaftskapitäne in die Zukunft träumen lassen und für ihre Fehlprognosen so viel öffentliche Aufmerksamkeit erhalten, dass sie den ökonomischen Gang der Dinge tatsächlich beeinflussen.

Streeck stellt ihrer Praxis eine wissenschaftliche Politikberatung entgegen, „die auf das Hintergrundverständnis der Gesellschaft von sich selber zielt – also im traditionellen Sinn Aufklärung betreibt“. Das ist ein erbauliches Bild, und einige Autoren des Bandes leben ihm auch im besten Sinne nach. Auf einem anderen Blatt steht, ob im offiziellen Expertentheater Aufklärungsstücke überhaupt aufführbar sind. Was spricht dagegen? Unter anderem die letzten dreihundert Jahre. CASPAR HIRSCHI



„Wissenschaftliche Politikberatung“. Hrsg. von Margret Kraul und Peter-Tobias Stoll.

Wallstein Verlag, Göttingen 2011. 268 S., br., 19,90 €.

allen anderen Personen unterstellt“. Im Feld der wissenschaftlichen Politikberatung verortet Wiegand drei solche Ziele, wobei er an erster Stelle nicht, wie naive Gemüter erwarten würden, „politische Einflussnahme“ sieht, sondern „zusätzliches Einkommen“.

Diese Reihenfolge hat in Wiegards Denken ihre Logik, denn ihm zufolge muss es nicht ganz mit rechten Dingen zugehen, damit ein Expertenrat befolgt wird. Voraussetzung sei, dass sich Experten mit den Zielen der Politiker identifizieren – „und das bedeutet letztlich: ihre wissenschaftliche Unabhängigkeit aufgeben“. Als Beispiele führt er die Hartz- und Rürup-Kommissionen an. Die Wirtschaftsweisen dagegen seien unter seiner Mitwirkung unabhängig geblieben, mit entsprechendem Erfolgsausweis: „Die erste unserer Expertisen war eine noch von den Ministern Eichel und Clement in Auftrag gegebene Untersuchung zur Reform der Einkommens- und Unternehmensbesteuerung. Umgesetzt wurde davon fast nichts. Danach kam eine Experti-

steit zu Unrecht im Schatten des berühmten „Lob des Schattens“. In ihm sieht Tanizaki die Traditionen idealisierter Weiblichkeit in Japans Dichtkunst, Kunstmärchen, Holzschnitten und Theater: Dem „Ewig-Weiblichen“ im Westen entsprechen die Schönheiten ohne Eigenart in der Kunst und das „Puppenhafte“ als Schicklichkeitsideal. Der griechischen „Kultur der nackten Körperschönheit“ stellt Tanizaki den verhaltenen Liebreiz japanischer Verhüllungskunst gegenüber.

Er erläutert den Begriff „iroke“, was sowohl Farbe als auch sinnliche Lust bedeutet, als „Nuancierung des Erotischen“. Japans Frauen seien „blass wie der Mondschein, leise wie das Zirpen von Insekten, empfindlich wie die Tautropfen auf den Gräsern“.

Am Beispiel der „Geschichte vom Prinzen Genji“, einem höfischen Liebesroman aus dem elften Jahrhundert, rekonstruiert Tanizaki die durch die verwinkelte traditionelle Architektur bedingten indirekten Begungen und Konversationen des fernöstlichen Galans dies- und jenseits der Klappenfenster und Schiebetüren mit den „Schönheiten der innersten Räume“.

Vom Besingen der Geliebten in „poetischen Chiffren“ in der höfischen Lyrik über konfuzianische Tugendlehren wie „Die hohe Schule der Frau“ in der Samu-



Der Stoff der Psychoanalyse

Parallelbiographien sind ein altherwürdiges Genre, das seit Plutarch nicht im Dienst der Geschichtsschreibung steht, sondern auf die Darstellung von positiven und negativen moralischen Eigenschaften der jeweiligen Protagonisten zielt. Auch das jüngst publizierte Buch des an der University of Michigan Lehrenden Medizinhistorikers Howard Markel bedient sich dieses Modells, wenn es die Lebensläufe des amerikanischen Chirurgen William Stewart Halsted und des Wiener Nervenarztes Sigmund Freud anhand ihres problematischen Umgangs mit der „Wunderdroge“ Kokain nebeneinander abspult („An Anatomy of Addiction. Sigmund Freud, William Halsted, and the Miracle Drug Cocaine“. Pantheon, New York 2011. 352 S., geb., 24,- €.) Eine bestsellertaugliche Erfolgsmischung, zumindest in den Vereinigten Staaten, wo Skandale um illegalen Drogenkonsum der Prominenz zum täglichen Brot der Boulevardpresse gehören.

Die Frage, inwiefern Freud durch seine kurzzeitigen Selbstexperimente mit Kokain in der Folge süchtig wurde und wie sich dies auf die Begründung der Psychoanalyse auswirkte, hat bereits eine Schar von Autoren zu durchaus widersprüchlichen und nicht selten kuriosen Einschätzungen gebracht. Im Fall von Halsted, der Kokaininjektionen zur Lokalanästhetik einführte und als einer der Pioniere der modernen Operationstechnik gilt, liegt die Sache etwas anders: Die Überdosierung im Selbstversuch und eine anschließende Morphinbehandlung brachten den Chirurgen in eine lebenslange Abhängigkeit. Obwohl sein Halstedes Tod im Jahr 1922 schrittweise ans Licht gebracht, wurden die Details in vollem Umfang erst in einer neuen Biographie ausgearbeitet, die kurz vor Markels Buch erschienen war (Gerald Imber: „Genius on the Edge“. The Bizarre Double Life of Dr. William Stewart Halsted. Kaplan, New York 2010. 412 S., geb., 21,- €).

Eine durchaus erstaunliche Parallele, die auch Frederick Crews nicht entgangen war. In der „New York Review of Books“ schwang sich der Matador der „Freud Wars“ der neunziger Jahre unlängst zu einer vernichtenden Kritik von Markels Buch auf, in der er diesem unterstellt, Imbers Buch benutzt, aber nicht zitiert zu haben. Ganz im moralischen Duktus der Parallelbiographie erkennt Crews nun neue Gemeinsamkeiten zwischen Freud und Halsted: so etwa eine homosexuelle Veranlagung, deren Verdrängung im Falle Freuds zu seiner Paranoathese geführt hätte. Wie auch die Technik freien Assoziierens, der Traumdeutung und alle wesentlichen Elemente des psychoanalytischen Lehrgebäudes sei auch diese Theorie jedoch letztlich bloß der Ausdruck seines „cocaine self“. Dieser Epilog zu den „Freud Wars“, in dem eine altbackene Historiographie der „großen Ärzte“ auf die Entlarvungsliteratur einsteigt und nun enttäuschter Freud-Verehrer wie Crews trifft, bietet also nicht wirklich Überraschendes: Ganz im Neurotrend blickt sie an historischen und soziologischen Kontexten vorbei und möchte allein in der Droge den Grund des vermeintlichen Übels erkennen. ANDREAS MAYER



Tanizaki Junichirō: „Lob der Meisterschaft“.

Aus dem Japanischen übersetzt und kommentiert von Eduard Klopfenstein. Manesse Verlag, Zürich 2010. 144 S., geb., 14,95 €.

ahnte Kraft der Adaption. Er vergleicht die „Traulichkeit“ der Tatamizimmer, der Objekte des Teezubehörs und der Antiquitäten, die von innen heraus zu leuchten scheinen, mit der Absichtslosigkeit großer Literatur: „Meisterschaft, das ist eben diese Patina, die sich bei langjährigem, unermüdlichem Polieren ergibt.“



Tanizaki Junichirō

Foto dpa



Tanizaki Junichirō: „Liebe und Sinnlichkeit“.

Aus dem Japanischen übersetzt und kommentiert von Eduard Klopfenstein. Manesse Verlag, Zürich 2011. 96 S., geb., 14,95 €.